

ALFONSO
PECORELLI

ROMAN

SCHATTEN
HERZ
LAND

Riversfield

Alfonso Pecorelli

Schattenherzland

Roman

Riverfield

Für meine Familie

Impressum

1. Auflage 2022

Alle Rechte vorbehalten © copyright by Riverfield Verlag, Reinach BL (CH)www.riverfield-verlag.ch

Lektorat & Satz:ihleo verlagsbüro – Dr. Oliver Ihle, Husum (D)

Umschlaggestaltung:Hauptmann & Kompanie, Zürich (CH)

Druck und Bindung:CPI books GmbH, Leck (D)

E-Book: Dr. Bernd Floßmann, IhrTraumVomBuch.de

Print: ISBN 978-3-9525702-1-0

E-Book : ISBN 978-3-9525702-2-7

Inhalt

[Impressum](#)

[Inhalt](#)

[Erster Teil](#)

[November 2010, Afrika](#)

[4. April 1968, Washington D. C., USA](#)

[Frühjahr 1987, London, England](#)

[30. August 1987, London, England](#)

[21. Dezember 1988, Sherwood Crescent, Schottland](#)

[21. Dezember 1988, New York City, USA, Central General Hospital](#)

[21. Dezember 1988, Flug Pan Am 103](#)

[21. Dezember 1988, Flug Pan Am 103](#)

[Dezember 2010, Northern Territories, Australien](#)

[Dezember 2010, Afrika](#)

[Dezember 2010, Northern Territories, Australien](#)

[Dezember 2010, New York City, USA](#)

[Frank](#)

[Dezember 2010, New York City, USA](#)

[21. Dezember 2010, New York City, USA](#)

[Unfallbericht zu Flug Pan Am 103](#)

[Kurz vor Weihnachten 2010, über dem Atlantik](#)

[Afrika](#)

[Zweiter Teil](#)

[Samstag, 25. Dezember 2010, Afrika](#)

[Grand Hotel, Afrika](#)

[Moby Dick](#)

[April 2010](#)

[22. Mai 2022, New York City, Central Park](#)

[Weitere Titel von Alfonso Pecorelli](#)

*»Es gibt einen Platz, den du füllen musst, den niemand sonst füllen kann,
und es gibt etwas für dich zu tun, das niemand sonst tun kann.«*

Platon

Erster Teil

»Und dann wärmt sie alle Menschen, denn für die Sonne sind alle Menschen gleich.«

Jede Sekunde fällt jemand aus dieser Welt, für den das Leben nicht bloß eine Erinnerung war.

Der Blick gleitet hoch zum Himmel. Ist es so schwer zu glauben, dass sie alle in großen Seelentransportern da oben hin- und herfliegen? Ausgeblichen, leise wispernd, aber noch hörbar, wenn du nur aufmerksam genug lauschst.

Über die Baumwipfel treiben sie, auf den Feldern reiten sie, gleiten dahin, alten Schiffen gleich, schlüpfen dir durch Haar und Hemd, durch die Brust und Lunge und kommen auf der anderen Seite wieder hervor, der leise Atem, eine Bibliothek und ein Archiv jedes gelebten Lebens, jedes gesprochenen Wortes, jedes gesagten Satzes, das noch immer in dir nachhallt.

Die Berührung der Hand ist kaum spürbar, die Frage jedoch deutlich:
»Hast du sie geliebt?«

November 2010, Afrika

Marie

Heiß, unerträglich heiß und schwül war es in dem kleinen Zimmer. Einen kurzen Augenblick schweiften seine Gedanken in die Vergangenheit, sein Blick glitt über die kahlen Wände und blieb an dem mit einem rostigen Nagel befestigten Kalender hängen: Bald ist Weihnachten. Der Gedanke schmerzte ihn. Wie eine alte eiternde Wunde, ein Schwelbrand – etwas, das nie zuheilt. Sein linkes Auge zuckte kaum wahrnehmbar bei den Gedanken an seine Vergangenheit; Jahre war er umhergeirrt, von Kontinent zu Kontinent, immer auf der Flucht vor sich selbst, um alles zu vergessen, den Super-Gau, der sein Leben zerstört hatte. Doch irgendwann, nach vielen Jahren erst, war ihm bewusst geworden, dass man nicht vor sich selbst davonlaufen kann. Die einzige verbliebene Wirklichkeit, die er für sich in Anspruch nehmen konnte, lag hier. Hier, in diesem kleinen, stickigen, feuchtheißen Zimmer im Nirgendwo in Afrika – hier, in der Hölle auf Erden, lag seine restliche Zukunft. An diesem Ort, wo Schmerz und Verzweiflung keine Berechtigung auf Individualität hatten, weil allgegenwärtig.

»Der Nächste, bitte!«, er schaute kurz auf und wies auf den Hocker. »Setz dich.«

Die schwül-schwere Luft hing wie zäher Honig im Raum.

»Wie heißt du?«

»Marie.«

»Keine Bange, Marie, es tut nicht weh.« Er nahm sanft den Arm des Mädchens in seine Hand und desinfizierte eine Stelle in der Armbeuge. Die junge, schwarze Haut glänzte makellos.

»Ich habe keine Angst!« Ein fröhliches Lächeln strahlte ihm entgegen.

Er hielt einen Augenblick inne, zögerte, räusperte sich, als wollte er etwas sagen, schwieg dann jedoch. Er legte den Wattebausch mit dem Desinfektionsmittel beiseite. Gott, du hasst mich, doch mach nur für einmal eine Ausnahme. Dann stach er die feine Nadel behutsam in die Vene. Zäh und langsam füllte sich die kleine Ampulle. Rot fließt das Leben durch

unsere Adern. Ein unmerkliches Zucken um seine Mundwinkel. Bitte, nur dieses eine Mal, Gott.

»So, das war's, Marie. Schon fertig.« Er klebte ein Pflaster auf die Einstichstelle und hielt die Hand des Mädchens fest. »Komm doch bitte morgen wieder hierher. Geht das?«

»Oh, ja, das sollte gehen.« Wieder dieses sanfte, fröhliche Lächeln zum Abschied.

Er betrachtete eine Weile nachdenklich das mit Blut gefüllte Gefäß. Dann stellte er es in den Behälter zu all den anderen dunkelrot schimmernden Ampullen, die wie Soldaten strammstanden und geduldig auf ihr Verdikt warteten.

Endlich wandte er sich zur Tür und rief: »Der Nächste, bitte!«

4. April 1968, Washington D. C., USA

James

James war sich sicher, dass er hier sterben würde. Die Vitalität seines jungen Körpers war versiegt. Seit Tagen hatte er nichts mehr gegessen. Es war dunkel und kalt, eiskalt für die Jahreszeit. Nun hatten ihn seine letzten Kräfte verlassen.

Seine zu Eis erstarrenden Gedanken wärmte einzig die ferne Erinnerung an die gleißend helle Sonne, die glitzernden Wellen, dieses Bild eines Sommertags in seiner Kindheit, die Nähe seiner Mutter. Ja, dieses bezaubernde Licht der lebendigen See – ein Diamant, so unermesslich kostbar und unvergänglich wie das Leben selbst.

Er wankte wie ein Boot in dunkler Nacht, das sich auf stürmischer See geschlagen geben musste, ganz dem Untergang geweiht, nur noch darauf aus, nicht seinem Leben, das er nicht gelebt hatte, nachzutrauern, denn er würde nicht mehr sein, er würde ins Nichts gehen, vielmehr in dieses gleißende Licht, das der Finsternis trotzte.

Muss ich denn sterben, um zu leben? Sein letzter Gedanke – eine Kapitulation vor dem Rätsel dessen, was ihn erwartete. Seine Beine ergaben sich zuerst, ächzend sackte er in die Knie.

Die eisige Kälte hatte seine schäbige Kleidung mühelos bis auf seinen mageren Leib durchdrungen, dann krümmte er sich erschöpft unter einem Brückenpfeiler des Airport Highways, wie zum Gebet, einem Gebet, das er nicht mehr sprechen würde. Der Versuch eines letzten zornigen Aufbüemens – umsonst, er war am Ende, eine getilgte Null im Buch des Lebens. Dann kippte er langsam, fast wie in Zeitlupe, zur Seite, rollte sich zusammen, hielt seine Beine fest umklammert, sich in den Mutterleib zurücksehnend, und wartete, auf dass die Gedanken ganz verblassten.

Der eisige Wind trug das ferne, doch unablässige Heulen der Polizeisirenen heran. Seit Stunden erleuchteten brennende Autos die Nacht, vermischt sich der Klang dumpfer Schüsse mit dem Klirren berstender Fensterscheiben. In sämtlichen großen Städten des Landes herrschten bürgerkriegsähnliche Zustände, am schlimmsten hier in Washington D. C. Irgendein Rassist hatte die Stimme der Versöhnung ausgelöscht, den großen

schwarzen Mann, der davon sprach, die Menschen müssten wieder lernen, nicht wie die Vögel zu fliegen und wie die Fische zu schwimmen, sondern wie Brüder zusammenzuleben. Umsonst – eine Kugel hatte ihn für immer verstummen lassen, seine Worte der Friedfertigkeit hatten heute Nacht keine Gültigkeit mehr. Stattdessen herrschte Krieg in den Straßen.

All dies schien weit weg, seltsam fern, es mochte nicht zu ihm vordringen. Erst das grässlich laute Geräusch bremsender Autoreifen holte ihn noch einmal für Momente an die Oberfläche der Wirklichkeit. Sein Kreislauf war vor Kälte fast völlig zum Erliegen gekommen. Mit Mühe gelang es ihm, die Augen einen Spalt weit zu öffnen.

Ganz nah, direkt vor seinen Augen erhoben sich riesengroß die weiß ummantelten Reifen eines Wagens. Schwere Autotüren klappten auf.

James schaffte es nicht, wach zu bleiben, seine Augen fielen wieder zu. Wie durch eine dicke Watteschicht gedämpft, hörte er Stimmen.

»Nehmen Sie den Jungen mit! Heute ist schon ein guter Mann zu viel gestorben«, ordnete eine tiefe Männerstimme an.

Eine zweite antwortete: »Aber Sir, das verstößt gegen die Vorschriften.«

»Die Vorschriften mache ich. Nehmen Sie ihn mit!« Der Tonfall ließ keine Zweifel aufkommen. Der Mann schien es gewohnt, dass man seinen Befehlen nicht widersprach.

Das Letzte, was James hören konnte, bevor er ohnmächtig wurde, war ein Zackiges: »Jawohl, Mister President!«

*

Beim Erwachen sah er als Erstes die hellen Sonnenstrahlen durch die riesigen Fenster dringen. Er wusste nicht, wo er war. Mit zusammengebissenen Zähnen versuchte er, sich im Bett aufzusetzen, resignierte aber unweigerlich, weil ihm sogleich schwindlig wurde. Matt ließ er sich ins Kissen zurückfallen. Sein Magen grummelte.

Ein paar Atemzüge später ging die Tür auf, und ein großer Mann in einem dunklen, eleganten Anzug trat an sein Bett. Noch bevor James ihn grüßen konnte, begann der Mann mit derselben tiefen Stimme, die der Junge schon am Abend zuvor gehört hatte, zu sprechen, fragte ihn nach seinem Namen und warum er unter einer Brücke geschlafen habe.

»Ich heiße James, Sir«, er versuchte den Kloß in seinem Hals zu schlucken, »James Connors, Sir.« Er habe niemanden mehr, brachte er mühsam hervor. Seine Mutter sei tot, seinen Vater habe er nie gekannt. Kein Geld, kein Essen und keinen Platz zum Schlafen – keinen Ort mehr zum Leben.

Der Mann blickte ihn nur still und nachdenklich an, dann ging er hinaus. Nach einer kurzen Weile trat er wieder ins Zimmer.

»Hör mal, mein Junge, hier kannst du nicht bleiben. Aber wir werden dich etwas aufpäppeln, und dann gebe ich dir genügend Geld für ein Zugticket nach New York.« Er zog ein Briefkuvert aus der Innentasche seines Jacketts. »Auf dem Umschlag steht eine Adresse. Du gehst dorthin und gibst den Brief ab. Man wird dort für dich sorgen. Hast du das verstanden?«

James nickte müde und schloss erneut die Augen, nahm aber wahr, dass sich der Mann über ihn beugte und die Hand auf seine Schulter legte.

»Dies ist deine einzige Chance, Junge. Nutze sie!«, raunte ihm der Mann eindringlich zu, bevor er sich umdrehte und zur Tür schritt.

»Warum tun Sie das?«, flüsterte James.

Sein Lebensretter blieb unter dem Türrahmen stehen. Die Silhouette des massigen Körpers zeichnete sich im Gegenlicht wie ein Scherenschnitt ab. Der Mann drehte sich zögernd um. Er schaute den Knaben lange an. Seine Stimme nahm nun einen merkwürdig traurigen Klang an, der so gar nicht zum Auftreten dieses Mannes passen wollte: »Mit Macht, Reichtum und Wohlstand geht auch große Verantwortung einher. Leider vergessen wir dies nur allzu oft.« Er schien einen Moment über seine Worte nachzudenken. »Warum ich das tue? Wegen des Gleichgewichts, mein Sohn, wegen des Gleichgewichts, denn gestern ist schon ein guter Mann zu viel gestorben ...«

»Gleichgewicht?«, flüsterte James. »Sir, das verstehe ich nicht. Was meinen Sie damit?«

Präsident Lyndon B. Johnson zögerte einen Augenblick. »Eines Tages wirst du es verstehen. Ich bin mir da ganz sicher.« Das Lächeln, das über das müde Gesicht des Präsidenten huschte, konnte James nicht mehr sehen. »Du wirst es noch weit bringen, mein Junge.«

Der Präsident konnte nicht ahnen, wie recht er haben sollte.

Frühjahr 1987, London, England

Shamal

»Wie lange haben Sie diese Kopfschmerzen schon, Mister Rowland?« Der Arzt stellte die Frage mit ruhiger, professionell klingender Stimme.

»Weiß nicht so genau. Na ja, ich denke, so drei, vier Monate werden es schon sein.« William Rowland fühlte sich unbehaglich. Er konnte sich nicht erinnern, je in seinem Leben krank gewesen zu sein – abgesehen von der einen oder anderen Erkältung –, geschweige denn freiwillig einen Arzt konsultiert zu haben. Heute dagegen war er sogar im Central General Hospital gelandet. Die Kopfschmerzen waren immer stärker geworden, in den letzten paar Wochen sogar so stark, dass er kaum schlafen konnte. Endlich hatte er dem Drängen seiner Frau nachgegeben: »Geh bitte zum Arzt, andernfalls melde ich dich einfach an!« Doch genau dies wollte Will verhindern, denn als Supervisor konnte und wollte er sich keine Fehlstunden leisten. Gerade hatten sie sich ein bescheidenes Haus gekauft, die Hypothek lastete schwer auf dem Familienbudget, und die vier Kinder wollten auch ernährt und gekleidet sein. So hatte er sich als »Notfall« im Central gemeldet, obschon er keiner war. Nun saß William Rowland an einem Sonntagnachmittag in dem kleinen Behandlungszimmer und schaute den für sein Empfinden allzu jungen Arzt verwundert an, als er dessen nächste Frage hörte.

»Ich würde gerne eine Röntgenaufnahme machen. Wären Sie damit einverstanden, Mister Rowland?«

Will musterte den Arzt, dessen weißer Kittel sich scharf von dem dunklen Gesicht abhob. Ein feiner Schnurrbart sollte das jugendliche Gesicht wohl älter und seriöser wirken lassen, dachte Will. »Dr. Ali S. Hassemi« stand auf dem kleinen Namensschild, das an der Brusttasche steckte. Will hatte nichts gegen Ausländer, doch irgendwie hatte er das Gefühl, in Großbritannien sollten Briten als Ärzte eingesetzt werden. In der nächsten Sekunde verwarf er den Gedanken, denn Dr. Hassemi schien hier geboren zu sein; sein Englisch tönte nach Oxford und klang wohl besser als sein eigenes. Die nächste Frage schreckte ihn aus seinen Grübeleien auf.

»Was machen Sie beruflich, Mister Rowland?«

»Gepäckabwicklung. Heathrow Airport.« Er machte eine kurze Pause. »Als Supervisor«, wie er nicht ohne Stolz in der Stimme anfügte.

Hassemi schaute ganz kurz auf, ließ sich jedoch nichts anmerken.

Dann ging alles ziemlich schnell. An diesem Sonntag war fast kein Betrieb im Hospital. Dr. Hassemi war auch Radiologe, wie er sagte, sodass er nicht erst einen Kollegen organisieren musste. Er verschrieb seinem Patienten zwei starke Schmerzmittel und bat Will, am nächsten Sonntag wiederzukommen, wenn ihm das recht sei.

Eine Woche später fand sich Rowland wieder in der Klinik ein. Ihm war alles andere als wohl in seiner Haut. Die Tabletten waren heute Morgen zur Neige gegangen, zeigten allerdings auch schon tagelang unangenehme Nebenwirkungen.

Dr. Hassemi stand bereits vor dem Leuchtkasten mit den Röntgenbildern, als Will ins Behandlungszimmer trat. Der Arzt gab ihm die Hand und bat ihn, sich zu setzen. »Ich erinnere mich, dass Sie sagten, Sie seien noch bei keinem anderen Arzt gewesen, Mister Rowland. Wegen der Kopfschmerzen, meine ich.«

Will nickte.

Dr. Hassemi schaute ihn mit ernster Miene an, dann schien er tief, aber kaum hörbar Luft zu holen. »Es tut mir leid, Ihnen dies sagen zu müssen, Mister Rowland ... Sie haben einen Hirntumor.«

Hassemi fuhr mit Erklärungen fort, doch die Worte drangen kaum zu William Rowland vor. Innerhalb einiger Sekunden sank der muskelbepackte Körper des Todkranken in sich zusammen, als ließe man aus einer Gummipuppe die Luft ab. Seine Familie, seine Frau, seine Kinder, mein Gott, was würde aus ihnen werden? Sie hatten sonst niemanden. Sie würden von der Fürsorge leben müssen, sie würden ... Er wollte nicht weiterdenken.

Hassemi reichte seinem Patienten ein Glas Wasser. Rowland war kreidebleich und hielt sich krampfhaft am Rand des Schreibtisches fest. Nach einer Weile fühlte sich Rowland wieder etwas besser. Es klang wie ein Krächzen, als er fragte: »Wie lange noch?«

»So genau kann man das nie sagen.«

»Wie lange noch?« Rowlands mächtige Faust sauste auf die Tischplatte und unterstrich seine Worte wie ein Donnerschlag.

Der junge Arzt erklärte ihm, dass man weitere Tests machen müsse, eine Kernspintomographie, vielleicht eine Biopsie, falls der Tumor zugänglich wäre, was jedoch nach den Röntgenbildern zu urteilen nicht der Fall sei – dann eine Strahlen- und Chemotherapie.

Rowlands Frage war klar und präzise, genauso präzise wie Hassemis Antwort: »Ist es heilbar?«

»Nein.« Nach einer Pause beugte sich Dr. Hassemi etwas vor: »Ich kann Sie nicht heilen, niemand kann das, aber vielleicht kann ich Ihnen und Ihrer Familie anderweitig helfen.« Bevor Rowland verdutzt nachfragen konnte, sprach der Arzt bereits weiter.

Dr. Hassemi nahm sich für seinen Patienten mehr als zwei Stunden lang Zeit. An der Tür verabschiedeten sie sich mit einem besiegelnden Händedruck. Rowland war fast einen Kopf größer als Hassemi, dessen Hand fast gänzlich in jener des Hünen verschwand. Der Arzt musste sich zusammenreißen, um sich nicht anmerken zu lassen, wie sehr ihn Rowlands schraubstockartige Umklammerung schmerzte.

»Ich vertraue Ihnen, Doktor Hassemi.«

»Keine Sorge, William.«

»Nennen Sie mich Will«, Rowlands Lachen klang gequält, »William nannte mich bloß meine Mutter.«

»Okay, Will, Sie können sich auf mich verlassen, es wird alles gut.«

Rowland öffnete die Tür, sein Blick fiel auf das Namenschild.

»Wofür steht eigentlich das S?«

»Shamal.«

30. August 1987, London, England

Chris

Court Room W.223. Der Gerichtssaal war von sachlicher Schlichtheit. Links und rechts je vier Stühle; in Front, etwas erhoben, das Pult des Richters. Auf der linken und rechten Seite, leicht nach unten versetzt, die zwei Plätze der Schöffenrichter und, nochmals etwas tiefer, der Platz des Gerichtsschreibers.

Das vereinigte britische Königreich gegen Dr. Christopher James Campbell von Dumfriesshire, Schottland, stammend, angeklagt wegen fahrlässiger Tötung in Ausführung seiner ärztlichen Tätigkeit. Als Hauptzeugin der Anklage ist geladen Miss Elizabeth O'Brien, amerikanische Staatsangehörige.

Der Anwalt des Angeklagten hatte sein Plädoyer beendet. Der Richter übergab dem Staatsanwalt das Schlusswort.

»Verehrtes Gericht, sehr geehrter Herr Vorsitzender! Die Beweislage ist klar und unwiderlegt. Es gilt als erwiesen, dass der Angeklagte Doktor Christopher James Campbell, seit zwei Jahren praktizierender Chirurg am St. Francis Central Hospital in London City, in der Nacht vom 13. Juli 1987 im Beisein der hier anwesenden Zeugin der Anklage berauschende und narkotisierende Mittel einnahm. Obschon Doktor Campbell bestreitet, in der besagten Nacht und – nach eigener beeidigter Aussage – auch jemals zuvor Drogen zu sich genommen zu haben, und des Weiteren anführt, dass er für den nächsten Tag, 14. Juli, nicht für den Dienst in der Klinik eingeplant beziehungsweise nicht als Notfallarzt eingeteilt war, sind folgende Tatsachen und Ereignisse erwiesen:

1. Der Angeklagte wurde trotz seiner korrekten Aussage, dass er am 14. Juli 1987 nicht auf dem Dienstplan stand, aufgrund der Nachtstunde zu einem Noteinsatz in die Klinik gerufen, und zwar am frühen Morgen des 14. Juli gegen 4.15 Uhr. Infolge der offenbar inkorrekt Beurteilung des Zustandes des Patienten William J. Rowland durch den Angeklagten und des darauf folgenden Noteingriffes an besagtem Patienten verstarb derselbe noch im OP. Nach Aussagen der Krankenschwestern und des hier zur Zeugenaussage anwesenden Anästhesisten und Radiologen Dr. Ali S. Hassemi verhielt sich der Angeklagte während des Eingriffes äußerst merkwürdig: Dieser schien

sowohl abwesend als auch nicht völlig zurechnungsfähig in Bezug auf sein Verhalten während der Operation zu sein.

2. Ein am selben Tag von der Klinikleitung angeordneter Bluttest erbrachte den Nachweis, dass der Angeklagte substanzelle Mengen an PCB, ACN und Kokain eingenommen haben muss. Der Angeklagte bestreitet diesen Punkt.

3. Die Zeugin der Anklage, mit der der Angeklagte die Nacht zuvor verbrachte – was er nicht bestreitet –, hat zu Protokoll gegeben, dass der Angeklagte im Verlaufe des Abends des 13. Juli mehrmals eine Dosis der bezeichneten und in dessen Blut nachgewiesenen Drogen eingenommen habe. Des Weiteren habe der Angeklagte die Zeugin zu überreden versucht, dieselben Drogen zu konsumieren, was diese jedoch entschieden abgelehnt habe.

Die Anklage erachtet es als erwiesen, dass der Angeklagte Doktor Christopher James Campbell in grob fahrlässiger Weise gegen den Ehrenkodex der Ärztekammer verstößen und sich der fahrlässigen Tötung eines Patienten schuldig gemacht hat. Die Anklage beantragt als Strafmaß eine Geldstrafe, die vom Gericht festzulegen ist, außerdem eine Verurteilung zu einer unbedingten Freiheitsstrafe von zwei Jahren. Schließlich beantragt die Anklage, dass dem Angeklagten seine Arzt Lizenz auf Lebenszeit zu entziehen sei.«

Der Richter wandte sich zum Angeklagten und fragte, ob er noch etwas hinzuzufügen habe. Dieser schüttelte nur den Kopf. Stumm fixierte er mit seinem Blick die Zeugin der Anklage. Sein Gesicht schien zu Stein erstarrt. Weder die gewellten, halblangen braunen Haare noch die sanft geschwungenen, sonst so oft lächelnden Lippen konnten in diesem Augenblick daran erinnern, dass er noch nicht einmal dreißig Jahre alt war und meist viel jünger eingeschätzt wurde. Lediglich das leichte Zucken um seine Augen ließ erahnen, was in ihm vorging.

Der Richter und die Schöffen zogen sich zur Beratung zurück. Es dauerte keine zwanzig Minuten, dann kamen sie gemessenen Schrittes zurück in den Gerichtssaal, und das Urteil wurde verlesen.

Das Gericht folgte der Anklage in allen Punkten. Die Verhandlung wurde geschlossen.

Elizabeth O'Brien hatte dem Angeklagten während der Verhandlung nicht ein einziges Mal in die Augen geschaut, sie hielt den Kopf gesenkt oder

abgewandt. Schnellen Schrittes strebte sie aus dem Gerichtssaal.

Der Angeklagte saß scheinbar teilnahmslos da, er fühlte sich unfähig, sich zu erheben. Weiß und hart traten seine Knöchel zwischen den wie zum Gebet gefalteten Händen hervor.

Als letzter Besucher verließ ein Mann in der hintersten Reihe den Saal. Er trug einen dichten, dunklen Bart und schien seine Augen mit dicken, dunklen Brillengläsern zu schützen. Während des Prozesses hatte er dann und wann etwas auf einen Zettel geschrieben, zum Schluss so hart, dass die inzwischen stumpfe Bleistiftspitze mit einem leisen Klicken vollends abgebrochen war. Schließlich waren die Vorder- und Rückseite des Papiers mit Zahlen übersät, immer wieder dieselben drei Zahlen: 5–32–35.

21. Dezember 1988, Sherwood Crescent, Schottland

Christopher Campbell war schon wieder auf dem Weg zurück ins Gefängnis, eskortiert und bewacht von zwei Beamten saß er auf dem Rücksitz des Polizeiwagens. Sein anfänglicher Hass und seine Rachsucht hatten sich im Verlauf der schon über ein Jahr währenden Haft von Tag zu Tag abgeschwächt – jeden Tag, der verstrichen war, wurde die Erinnerung an das, was geschehen, etwas blasser. Er dachte an seine Familie – die er soeben hatte kurz besuchen dürfen – und während die Scheinwerfer des Wagens wie zwei dicke, helle Finger die dunkle Straße abtasteten und vor ihm die breiten Schultern und kahlgeschorenen Köpfe der stämmigen Beamten im Rhythmus der Schlaglöcher auf und ab hüpfen, wünschte er sich bloß noch eins: den Rest der Strafe so schnell wie möglich hinter sich zu bringen und zurück zu seiner Familie zu gehen. Es würde sich schon etwas finden, auch wenn er kein Arzt mehr sein würde. Er könnte ja auch in der Schreinerei seines Vaters arbeiten – warum auch nicht? Jesus war schließlich auch ein Tischler gewesen.

*

Zur selben Zeit hatte sich seine Familie um die wärmenden Flammen des Kaminfeuers versammelt, wie jedes Jahr um diese Zeit. Die Campbells waren eine schottische Familie wie aus dem Bilderbuch, raue und stolze Menschen, deren Ruppigkeit mitunter abschreckend wirken konnte. Dennoch waren sie immer zu einem Späßchen aufgelegt und im Grunde ihrer Seele menschenfreundlich und hilfsbereit – Schotten eben.

Jim Campbell, der Senior des Clans, war ein großer Mann, wie alle männlichen Mitglieder seiner Familie, und mit seinen mehr als achtzig Jahren noch erstaunlich rüstig und kein bisschen müde. Er war enorm stolz auf seine Familie, auch wenn er dies – bescheiden, wie er war – weder allzu deutlich sagen noch zeigen würde. Er hatte fast sein ganzes Leben in Schottland verbracht, mit Ausnahme seines freiwilligen Militärdienstes während des Zweiten Weltkriegs, um »den Krauts den Garaus zu machen«, wie er heute noch zu sagen pflegte. Er hatte in allen großen Schlachten